

**Predigt im Semestereröffnungsgottesdienst am 16. Oktober 2022 in der evangelischen
Universitätskirche in Münster/Westf.**

Predigttext: Mt 7, 24-29a in Verbindung mit dem Roman „Die Ewigkeit ist ein guter Ort von Tamar Noort (Hamburg 2022)

Liebe Schwestern und Brüder,

„Die Ewigkeit ist ein guter Ort“. Das ist der Titel des Debut-Romans der Schriftstellerin Tamar Noort, für den sie den Hamburger Literaturpreis gewonnen hat. Der Roman handelt von der jungen Pastorin Elke, die in Köln als Krankenhauseselssorgerin arbeitet. Als sie eines Tages am Sterbebett einer alten Dame das Vater Unser sprechen soll, kommt ihr kein Wort mehr über die Lippen. Sie hat den Text vergessen, und mit ihm die Erinnerung an sämtliche Gebetstexte. Kein Traditionsgut fällt ihr mehr ein. Sie leidet, wie sie es selbst formuliert, an „Gottdemenz“.

Als Kind konnte ich im Auto nicht schlafen. Erst recht nicht, wenn wir mitten in der Nacht aufbrachen, um in den Urlaub zu fahren. Obwohl ich so müde war, dass mir die Augen immer wieder zufielen, genoss ich diese Reisen. Das ruhige Rauschen des Wagens auf der Autobahn. Die leisen Stimmen meiner Eltern vorne. Das Atmen meines Bruders neben mir. Manchmal summte ich dann *Die Nacht ist vorgedrungen, der Tag nicht mehr fern*, ein Kirchenlied, das ich innig liebte. Es gehörte zwar in den Advent, aber ich fand es auch im Sommer schön. Ganz leise sang ich den Refrain, um die Nacht nicht zu stören, aber wenn meine Mutter mich hörte, stimmte sie mit ein und sang dazu die Strophen, wie Gott im Dunkeln wohnt und es doch erhellt. Es waren die friedlichsten Momente des ganzen Urlaubs: Alles lag noch vor uns, über uns wachte der Heiland, und morgen wären wir am Strand. Ich legte meinen Kopf an die Fensterscheibe und schaute hinaus in die Dunkelheit.

Draußen wechselte die schwarze Nacht sich ab mit gelben Inseln aus Licht. Es waren die Straßenlaternen, die an mir vorüberzogen. So fühlte Gott sich für mich an: wie eine Kette aus warmem Licht, die sich durch mein Leben zog. Meine Liebe zu Gott bestand aus der Gewissheit, dass die kleinen dunklen Strecken dazwischen nur kurze Intervalle waren.

Ganz bestimmt war meine Gottdemenz genau das. Ein kurzes Stück Dunkelheit, das bald weichen würde für warmes, helles Licht. Ich musste nur herausfinden, warum die nächste Lichtinsel so lange auf sich warten ließ.

Aber die Dunkelheit weicht nicht. Die nächste Lichtinsel bleibt aus. Und diese „Parusieverzögerung“ ist es, die der Romanhandlung ihre Dynamik gibt. Die „Gottdemenz“ nimmt zu und erschüttert Elke in ihren Grundfesten. Es kommt zu einer Eskalationsspirale. Sie verliert ihre Stelle, ihre religiöse Identität und ihren sehr liebevollen Partner. Mehr sei vorerst nicht gespoilert.

Mit dem Stichwort „Gottdemenz“ bringt die Autorin nicht nur den Fall ihrer fiktiven Heldin auf einen guten Begriff, sondern beschreibt auch den Zustand unserer Gesellschaft, die ihren

Normalbetrieb so organisiert hat, *etsi Deus non daretur* und dabei in der Regel gut funktioniert. Diese Haltung eines gelingenden Lebens ohne Gott wird im Roman von Elkes Freund Jan verkörpert. Er ist ein sympathischer Beau, der als selbständiger Software-Entwickler arbeitet. Viel Geld verdient er, und nebenbei betreibt er biologischen Obst- und Gemüseanbau in seinem Schreibergarten. Er organisiert den gesamten Haushalt des jungen Paares und reißt Elke mit wunderbar zubereiteten Mahlzeiten immer wieder aus ihren trüben Gedanken. Jan verkörpert – das ist ein sehr guter Einfall der Autorin – den nicht-religiösen Gutmenschen.

Jan fegte die Küche, als ich nach Hause kam. Wir haben zwar einen Staubsauger, aber Jan zog es gelegentlich vor, den Besen zu benutzen, weil er besser in der Hand lag. „Ich soll mit den Defiziten leben.“ Ich öffnete die Keksdose und nahm eine Handvoll Mürbekekse heraus. „Also ohne Gott“, sagte Jan und häufte Staubknäuel an. Sobald er es ausgesprochen hatte, fühlte ich mich, als hätte jemand meine Eingeweide nach außen gekehrt. Nichts saß mehr richtig. Ich kaute und krümelte und schüttelte meinen Pulli aus, um die Krümel loszuwerden. Jan schaute zu Boden.

„Ich weiß gar nicht, wie das geht, ohne Gott.“

„Mach ich doch auch“, sagte Jan. „Das ist nicht das Gleiche.“ Ich sah zu, wie Jan die Krümel auf den Staubhaufen fegte. „Glaubst du denn noch daran?“

Ich biss mir auf die Zunge. Mürbekeks und Blut vermischten sich. Jan hätte genauso gut fragen können, ob ich immer noch glaubte, die Erde sei eine Scheibe. Er schwor, es sei kein Problem für ihn, dass ich an Gott glaubte, auch wenn er selbst keinen Glauben habe. Aber wenn wir seine Freunde trafen, oder seine Familie, spielten wir beide den Teil meines Lebens oft herunter. Jan betonte dann, dass ich Theologie studiert hatte, um unsere Kulturhistorie zu verstehen, und ich erzählte, dass kirchliche Arbeit mir Freude mache, weil ich mir unterschiedlichsten Menschen zu tun hätte. Das stimmte alles, aber es ließ eine wichtige Tatsache außen vor: die tiefe, große Liebe, die ich empfand, wenn ich an Gott dachte. „Natürlich glaube ich noch an Gott“, fauchte ich und stieg über seinen Staubhaufen hinweg, raus aus der Küche.

Ganz beiläufig beschreibt die Autorin In diesem Abschnitt das Spannungsfeld, in dem die Theologie als Universitätswissenschaft steht, und macht treffend deutlich, wie sehr sie in der Defensive steht. Theologie wird gelehrt und studiert von Menschen, die an Gott glauben und dieser Gott wird – dogmatisch – als Liebe bestimmt. Aber dieses zentrale Anliegen zerfällt einerseits in die Ausbildungsfunktion der Theologie, nämlich auf den Dienst in der Kirche und in der Schule vorzubereiten. Beides hat die Studierenden oftmals zum Studium motiviert. Bei mir war es jedenfalls so. Andererseits ist da die gesellschaftliche und gesamtuniversitäre Außenperspektive, die im Grunde nicht weiß oder wissen will, warum es Theologie gibt und was sie macht. Aber sie schreibt ihr immerhin den Sinn zu, dass sie für die Vermittlung von kulturhistorischem Wissen zuständig ist. Das scheint zu reichen und im Spannungsfeld der beiden Funktionen gerät das eigentliche Thema der Theologie aus den Augen. Ja mehr noch: Vielleicht funktioniert das Leben ohne Gott sogar besser: Das religiöse Ich in Elke fragt: „Ich weiß gar nicht, wie das geht, ohne Gott.“ „Mach ich doch auch, sagt Jan.“, dem alles gelingt und der sogar den nicht-religiösen Teil von Elke organisiert. Die Erfahrung, dass sein Leben besser funktioniert als das Leben, das Elke mit Gott führen will, ist ein treibender Faktor für die „Gottdemenz“. Ihr trotziges „Natürlich glaube ich noch an Gott!“ lässt sich nicht durchhalten. Die „Gottdemenz“ schreitet fort und

verursacht, als Elke vertretungsweise die Pfarrstelle ihres erkrankten Vaters versieht, herrlich erzählte haarsträubend peinliche Situationen. Mehr sei nicht verraten.

Der Begriff „Gottdemenz“ bringt sehr gelungen die Rückwirkungen der säkularen Gesellschaft auf das religiöse Bewusstsein zur Geltung. Es versteht sich heute nicht mehr von selbst, den Glauben in einem Umfeld, das ohne Gott lebt, zu pflegen und zu artikulieren. Schon jetzt sind viele Brücken abgebrochen. In vielen existenziellen Situationen, in denen früher die Frage nach Gott aufbrach, haben wir Scheu, Gott ins Spiel zu bringen. Das war in der Corona-Zeit so, die wir ethisch, aber nicht religiös verarbeitet haben. Das ist jetzt wieder so, in der Zeit des Krieges. Man denke auch an die Sitte der Tischgebete oder daran, dass immer mehr politische Amtsträger bei ihrer Vereidigung auf die religiöse Formel verzichten. „Gottdemenz“ scheint sich auszubreiten und im Roman von Tamar Noort springt sie wie ein Virus auf eine kirchliche Amtsträgerin über. Ein Virus, gegen den es weder einen Impfstoff noch eine medizinische Goldstandard-Therapie gibt, obwohl Elke das zunächst noch probiert. Überdies macht sie die Erfahrung, dass ein einfaches „Weiter so“ im kirchlichen Routinebetrieb nichts nützt. Der funktioniert zwar und wird in dem Buch von ihrem Vater verkörpert. Er wirkt als hoch angesehener Pastor in einer norddeutschen Kleinstadt mit Elkes Mutter als engagierter Pfarrfrau klassischen Zuschnitts an seiner Seite. Aber Elkes Vertretungsdienst an der Stelle ihres Vaters verstärkt die Symptome der „Gottdemenz“ ...

Sie muss sich selbst auf die Suche machen und am Ende überwindet sie ihre „Gottdemenz“. Wie, das kann ich nur abstrakt formulieren, weil ich ja nichts verraten will. Sie verlässt die gewohnten Pfade, begeht lächerliche und furchtbare Fehler. Sie lernt außerhalb ihrer Comfort-Zone neue, schräge Menschen kennen, stellt sich den Verletzungen ihrer eigenen Biographie, lässt sich neu anregen, innerlich berühren und sich – nicht unwichtig – von an den richtigen Menschen helfen. Das alles wird wunderbar süffig erzählt.

Zu Beginn des Wintersemesters bewegt mich diese Botschaft in besonderer Weise. Denn selbst der Forschungs-, Lehr- und Verwaltungsbetrieb an einer theologischen Fakultät ist von einer „Gottdemenz“ nicht frei. Das hängt mit der Natur von Wissenschaft zusammen, die Distanz zum Gegenstand aufbaut, objektiv sein will und zu ihren Erkenntnissen methodengeleitet kommt. Wir betreiben auch in der wissenschaftlichen Theologie das Tagesgeschäft vielfach *etsi deus non daretur*. Das ist richtig so und das wird auch so bleiben. Aber zugleich ist der Gottesdienst zur Semestereröffnung auch der Ort, das „deus daretur“ gemeinsam in den Blick zu nehmen und der „Gottdemenz“ entgegenzuwirken. Daher empfehle ich nicht nur dieses Buch zur Studienbegleitlektüre, sondern wünsche mir, dass wir auch im Studien- und Forschungsbetrieb den Blick in die tiefen Schichten des Lebens nicht verlieren, sondern wachhalten. Denn mit „Gottdemenz“ würden wir die Tuchfühlung zum Grund unseres Lebens verlieren. Glaube ist ja nichts anderes als die Aufnahme und die Gestaltung der Beziehung zum Fundament unseres Lebens. Dafür brauchen wir Gelegenheiten und Orte. Diese Universitätskirche und unsere Gottesdienste stehen dafür. Aber auch im täglichen Miteinander an der Universität sollten wir uns nicht nur danach beurteilen, ob und wie wir – wie Jan – gut funktionieren, sondern uns wechselseitig als *ganze* Menschen wahrnehmen und würdigen. In der Sache und Sprache unseres Glaubens bedeutet das: Wir kennen uns wechselseitig als solche, die wir aus der Vergebung leben und – das ist die protestantische Variante – denen die Schlüsselgewalt anvertraut ist, d.h. dass wir einander vergeben und unseren gemeinsamen Bezug auf das Fundament unseres Lebens als Quelle der Versöhnung auf uns wirken lassen.

Aber: Wenn wir im *Glauben* diese Beziehung zum Grund unseres Lebens aufnehmen, dann *wissen* wir weder, ob diese Beziehung hält, noch ob das Fundament trägt. Das ist Elkes Erfahrung der „Gottdemenz“. Aber in diesem Entwicklungsroman lässt die Autorin Elke lernen, dass das

Nachdenken darüber, ob das Fundament trägt, ein Beitrag zu seiner Festigung ist. Anders gesprochen: Die Autorin schärft ein, dass der schlimmste Feind des Glaubens nicht die Anfechtung, die Kritik oder der Zweifel ist, sondern eben jene „Gottdemenz“, die vergessen hat und irgendwann sogar vergessen hat, dass sie vergessen hat, wie es Wolf Krötke einmal formuliert hat. Daher ist es wichtig, Zweifel zuzulassen, Kritik auszusprechen und die Tradition nicht einfach zu repetieren, sondern zu experimentieren und das Erlernte von innen heraus neu zu arrangieren. Dadurch bekommt die Theologie, ja – ich möchte behaupten – jede Wissenschaft ihre Dynamik und das betrifft auch das religiöse Leben in Kirche und Schule. Wie Elke am Ende des Romans ihre Einsicht formuliert, das wollen wir zum Abschluss der Predigt hören.

Die Kirche platzte aus allen Nähten.

Der Organist, voller Freude, das Instrument nun in all seiner Schönheit vorführen zu können, wartete auf mein Zeichen. Ich nickte ihm zu, und sein fröhliches Spiel hallte durch die Kirche. Ich schritt die Stufen zur Kanzel hoch und ließ meine Hand über das Geländer gleiten. Es fühlte sich glatt an und kühl. Ich betrat den Kanzelkorb, den Chris und ich früher Pastorenhimmel genannt hatten, und zum ersten Mal spürte ich die Bedeutung dieser herausgehobenen Position. Meine vollgekritzelten Zettel legte ich beiseite. Ich wollte die Worte spontan finden.

„Liebe Menschen“, sagte ich, und ich hörte, wie meine Stimme Widerhall fand. „Ihr habt sicher alle in den vergangenen Wochen den Riss an der Wand gesehen, der immer größer wurde.“

Einige Köpfe drehten sich zur Kirchenwand, nickten. „Vielleicht dachtet ihr: Hoffentlich kracht die Kirche nicht zusammen. Sind wir eigentlich sicher, hier, im Hause des Herrn“ Ich zumindest konnte mir diese Sorge nicht verkneifen. Würde Gott seine Kirche einstürzen lassen? Ich musste an das Gleichnis vom Hausbau denken. Kennt ihr die Geschichte?“

„In der Bibel heißt es, zwei Männer bauten ein Haus. Einer baut sein Haus auf Fels, und Wind und Wetter können ihm nichts anhaben. Ein kluger Mensch. Der andere baut sein Haus auf Sand, und beim nächsten Sturm sieht sein Haus noch schlimmer aus als unsere Kirche. Offensichtlich hat er sich das falsche Fundament ausgesucht ... Aber woher wissen wir eigentlich, was das richtige Fundament ist?“

Ich pausierte. Es war still in der Kirche. „Das Gemeine ist, dass wir manchmal erst im Lauf unseres Lebens merken, ob wir auf Sand oder auf Felsen gebaut haben. Ob unser Fundament stark genug ist.“ Ich blickte hinüber zum Riss in der Wand. Der Moment war gekommen. „Ich selbst stehe hier vor euch, eher auf wackligen Beinen. Mein Fundament ... ich kann euch nicht sagen, ob es aus Sand ist oder aus Felsen. Wenn ich mir die letzten Monate so ansehe, kann ich sagen: Es sieht eher nach Sand aus.“ „Es ist, als wollte Gott mir zeigen, dass mein Fundament nicht stark genug ist. Aber, vielleicht geht es euch ja wie mir. Ich frage mich: Wer genau ist das überhaupt, dieser Gott, der über die Grundfeste meines Lebens urteilt? Gott, das ist doch ein abstrakter Begriff. Vier Buchstaben, die die Welt bedeuten können – aber keineswegs müssen.“

Kürzlich sagte ich, ich finde Gott in den Dingen, die mich wütend machen. Und das ist auch wahr. Angst und Schmerz und Trauer und Verlorenheit, die haben an meinem Haus gerüttelt, es stand kurz vorm Einstürzen. Und ich war sicher, dass er dahintersteckt, dieser Typ, der mir vorwirft, auf Sand gebaut zu haben. Aber es gehört mehr dazu. Denn ihr wisst, was mit Sand geschieht, im Lauf von Jahrmillionen: Er wird zu Stein. Im Verlauf der Erdgeschichte wird Sand

zu Stein und Stein wieder zu Sand. Das starke Fundament kann zerbrechen, aber das bedeutet auch, dass ein schwaches Fundament wieder stark werden kann. Wir sehen oft nicht, in welchem Zustand das Fundament ist, auf dem wir gerade stehen. Denn unser irdisches Leben reicht nicht aus, um diesen Prozess zu überblicken. Das kann nur, wer alles sieht:

das, was war,
das, was ist,
und das, was sein wird.

Wenn wir uns in den Dienst der Ewigkeit stellen, können wir sehen, dass in jeder noch so dunklen Stunde Hoffnung ist. Weil aus einem schwachen Fundament wieder ein starkes werden kann. Aus einem zerrütteten Haus wieder ein festes Zuhause.“ Ich machte noch eine Pause. „Ich weiß noch nicht, wie es um mein Fundament bestellt ist. Aber ich möchte mein Leben gern im Licht dieser Ewigkeit sehen. Die Ewigkeit, das ist ein guter Ort.“

„Die Ewigkeit, das ist ein guter Ort.“ Lasst uns diese Satz mitnehmen und nicht vergessen – in diesem Semester, in diesem Winter, bis zur Ewigkeit. Amen